

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Die Kirchengeschichte meiner Tante Ursula

urn:nbn:de:bsz:31-62042

auf der Feuerspritze sitzend, kam angerastet, und der ganze Troß wälzte sich nach dem Pfarrhause zu, aus dessen Stube noch immer wilder Lärm und Hülferuf erschallte.

„Männer, an die Spritze!“ kommandirte der Bürgermeister, und der erste rettende Wasserstrahl flog durch das Fenster auf den Kampfplatz. Die Wirkung war überraschend:

Der wacker Bürgermeister, der, was das Teufel-austreiben betrifft, den beiden geistlichen Herren das Wasser nicht reichen konnte, hatte doch zufällig in dem Wasser seiner Feuerspritze das Mittel entdeckt, den bösen Geist aus dem Pfarrhause zu vertreiben. Nämlich, der Teufel, der bekanntlich im Feuer sich ganz behaglich fühlt, haßt und fürchtet das Wasser, das seinem Lieblings-elemente so feindlich ist, und beim ersten Strahle der Feuerspritze räumte er das Feld und entwich durch das Fenster.

Der Bürgermeister, als er nachträglich erfuhr, welche Thaten er verübt, erklärte, er habe ganz deutlich gesehen, wie der Teufel die Flucht ergriffen habe: ein Ungeheum mit einem Schwanz und feurigen Augen, und die ganze Gemeinde konnte bezeugen, daß es der leibhaftige Satan war, der aus dem Fenster gesprungen ist. Der junge, naseweise Unterlehrer, der behauptete, es sei Mizzi, die schwarze Kaze des Herrn Pfarrers gewesen, zog sich den gerechten Unwillen der Gemeinde zu ob seines frevelhaften Unglaubens. Aber so sind sie, die jungen Gelbschnäbel, wenn sie aus dem Seminar in der Residenz entlassen werden, und solchen frivolen Menschen vertraut man die Bildung und Erziehung des Volkes an.

Nachdem der Teufel angetrieben war, wurde durch die abkühlende Wirkung der Feuerspritze die Ruhe im Pfarrhause alsbald und in erfreulicher Weise wieder hergestellt. Die geistlichen Herren schüttelten sich, zwar nicht die Hände, sondern wie zwei nasse Fudel, und der Herr Kaplan räumte zu größerer Sicherheit das Pfarrhaus und der Herr Pfarrer behauptete das Schlachtfeld.

Der Köchin falscher Zopf, das einzige Falsche an dieser wahrhaftigen Geschichte, und der wunderthätige Stock des Herrn Pfarrers werden zum ewigen Andenken an dieses wunderbare Ereignis sorgfältig aufbewahrt und können möglicherweise mit der Zeit noch zum Range von heiligen Reliquien erhöht werden, und gleich dem heiligen Rocke zu Trier, zur Erbauung der Gläubigen dienen.

Den Herren Geistlichen aber, die sich bisher, und nicht immer mit erwünschtem Erfolge, mit dem Geschäft des Teufelaustreibens befaßt haben, will der Hinkende als unfehlbares Mittel die — Feuerspritze empfohlen haben. Mit einer Feuerspritze könnte man den Teufel sogar aus dem christlichen Katechismus vertreiben.

Die Kirchengeschichte meiner Tante Ursula.

Eine Tante in der Familie ist ein wahrer Schatz, namentlich wenn sie selbst keinen Schatz hat, oder gehabt hat, oder doch wenigstens den Schatz nicht geherrathet hat. Wir meinen eine ledige, ältliche Tante, oder — um's kurz zu sagen: eine alte Jungfer! In jeder Familie sollte eine solche Tante sein. Meine Tante Ursula war so eine. Ist sie nicht Schuld, daß ich im Staats-examen nicht durchgebrannt bin? Ich bin nämlich Jurist, ich will es nur gestehen. „Fritz,“ sagte sie, schob ihre Brille auf die Stirne und blickte mich mit ihren klugen Augen fast zornig an, „Fritz, schäme Dich!

Durch brennen, weil beim ersten Examentag eine Schlacht bei Jena war? Ist auf Jena nicht ein Leipzig gekommen? Durchfallen darfst Du, aber durchgehen? Pfui Fritz, nein, das darfst Du nicht!“

Und ich bin nicht durchgebrannt, und noch so leidlich durchgekommen, wenn auch ziemlich nahe am Redaktionsstrich.

Mein Vetter Heinrich und ich machten das Examen miteinander, und brachten in dieser Sturm- und Drangperiode unsere Abende meist bei Tante Ursula zu: einmal aus aufrichtiger Zuneigung zu der guten, alten Person, und dann, um — nach burschifösem Ausdruck — ein gutes Nachtesseu zu „schinden,“ denn unsere Wechsel waren etwas knapp, — auch hatte Tante Ursula eine ausgezeichnete, selbst gebrauchte Punschessenz.

So saßen wir eines Abends gemüthlich an dem kleinen runden Tische, bei der Lampe, Tante Ursula strickte an ihrem fünfundzwanzigsten Paar Socken und wir rauchten unsere Cigarren und tranken unsern Punsch, und behandelten das bebenliche Thema der „Kirchengeschichte,“ dem wir auf dem folgenden Examentag mit einem gelinden Schreden entgegenzusehen. Da legte Tante Ursula plötzlich ihren Strumpf nieder und sagte: „Jetzt habe ich's aber satt mit Euerem



„Ich will Euch eine Kirchengeschichte erzählen, die lustiger ist.“

gelehrten Krimskrans, und der langweiligen Kirchengeschichte. Ich will Euch eine Kirchengeschichte erzählen, die lustiger ist. Vielleicht könnt Ihr morgen Gebrauch davon machen.“

Und Tante Ursula erzählte: In den 50er Jahren, wo es in einer süddeutschen Residenzstadt bei der „Hotwole,“ wie man's nennt, zum guten Ton gehörte, recht fromm zu sein, oder doch wenigstens dergleichen zu thun, — in jener Zeit also ging ein hochadeliger Oberforstmeister jeden Tag in die Kirche, ein dickes Gebetbuch mit Goldschnitt unter dem Arme, und verrichtete sein Gebet knieend vor dem Altare, so recht auffällig, daß seine Frömmigkeit gesehen werden konnte von der ganzen Gemeinde. Die Leute sagten, die Exzellenz habe es nothwendig zu beten und an die Brust zu schlagen.

Eines Tages, es war ein Veichttag, kam ein altes Weiblein, man nannte sie die Mutter Marianne, in den Veichtstuhl und beichtete dem Geistlichen zerknirschten und frommen Herzens, sie habe im Herrschaftswalde eine „Trager“ Holz entwendet, um ihr kaltes Stübchen zu heizen. Sie sei aber von dem weltlichen Richter schon bestraft worden, und der geistliche Herr möge doch Fürbitte einlegen, daß ihr auch der liebe Gott ihre schwere Sünde verzeihe.

Der Priester gab ihr zur Buße auf: zwei Vaterunser und zwei Ave maria vor dem Hochaltar zu beten, dann werde ihr die Traget Holz vergeben sein.

„Vergelt's Gott,“ sagte das Weiblein, blieb aber immer noch in dem Beichtstuhle sitzen.

„Ihr könnt jetzt gehen, gute Frau,“ sagte der Geistliche, „Ihr seid ja absolvirt.“

„O lieb's Herrle,“ erwiderte die alte Marianne, und sog die Luft ein, als röche sie an einem Blumenstrauß, „o lieb's Herrle, laffet mich noch sitze und schwäbet noch e Bisle, Ihr riechet gar so gut nach Wein! Ah!“

„Dumme Person,“ eiferte entrüstet der Geistliche. „March, aus dem Beichtstuhle, und betet Euer Bußgebet, oder . . .“

„Ei ja, i geh' schon. B'hüt Gott,“ und nachdem sie sich noch den Genuß eines letzten tiefen Athemzuges gestattet hatte, verließ sie mit einem Seufzer des Bedauerns den Beichtstuhl, um ihre Strafgebete zu verrichten.

Sie kniete vor dem Altare, just neben dem hohen, vornehmen Herrn mit seinem dicken Gebetbuch, der heute mit besonderer Inbrunst seine Andacht verrichtete. Und als das Weiblein sah, wie der Mann neben ihr so eifrig sich bekreuzte, und seine Brust bearbeitete, da dachte es: „Aha!“ stieß ihren Nachbar mit dem Ellenbogen an und sagte: „Sie, Herrle, habet Se auch Holz g'stohle im Herrschaftswald?“



„Sie, Herrle, habet Se auch Holz g'stohle im Herrschaftswald?“

Der Herr Oberforstmeister sprang entrüstet auf, warf einen Blick der Verachtung auf das armselige Weiblein, und verließ eilig und mit hochrothem Kopfe die heilige Stätte.

Die alte Marianne aber betete andächtig ihr Pensum, und verließ leichten Herzens die Kirche, nicht ahnend, daß sie in wenigen Minuten den hohen Adel und die Geistlichkeit empfindlich beleidigt habe.

Das ist die Kirchengeschichte meiner Tante Ursula. Sie war allerdings lustiger als die „Kirchengeschichte,“ die uns am folgenden Tage erwartete, aber leider konnten wir keinen Gebrauch davon machen. Glücklicherweise ging es aber auch so, und wir erhielten in der „Kirchengeschichte“ die Note: „hinlänglich.“

Seine Jungferrede.

Eine tragische Reichstagswahl-Geschichte.

Von Richard Schmidt-Cabanis.

— — — „wie gesagt, Schlag fünf Uhr werden die Kinder zu Bett gebracht, dabei bleib't's!“ — sagte der Magistratssekretär Seimig und legte dabei die flache Rechte etwas kräftiger als eben dringend nöthig war, auf das vor ihm aufgeschlagene Altenheft.

„Aber, lieber Gott,“ erlaubte sich die Frau Magistratssekretärin noch einmal, wengleich in bescheidenstem Ton zu replizieren: „um fünf Uhr ist's ja noch heller Tag, was sollen denn die armen Geschöpfe da schon im Bett thun?! Wenn Mathilde im andern Zimmer mit ihrer Puppe spielt und Walther in dem neuen Märchenbuch blättert, können sie Dich doch unmöglich stören!“

„Allerdings stören sie mich! Sie stören mich schon durch den Gedanken, daß sie mich stören könnten! Da stößt das eine an den Tisch oder schneuzt sich überlaut oder es wippt mit dem Stuhl, verliert das Gleichgewicht, hält sich an der Tischdecke, reißt die Lanne herab; das andere klappert mit dem zimmernen Kochgeschirr oder es läßt Milchschokolade über der Spiritusflamme anbrennen, daß man's durch zwei Zimmer hin riecht; ein anderes Kind . . .“

„Wir haben ja doch nur die zwei!“

„Nur? Soll dies ein Vorwurf sein, Emilie, dann kann ich Dir sagen, daß Du von dem Erfassen der Prinzipien der modernen Volkswirtschaft noch überaus weit entfernt bist, nach denen überhaupt in keinem wohlgeordneten Hausstand mehr als zwei Kinder existiren dürfen! Im übrigen aber ist schon ein Kind mehr als genügend, durch seinen Lärm die bedeutendsten Gedanken im Keime zu ersticken — — allerdings, Emilie, die bedeutendsten Gedanken, sagte ich, obwohl Du dies durch Dein Lächeln in Abrede stellen zu wollen scheinst!“

„Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich zu Muth!“

„So? Hm, nun ich dünkte zum Weinen wäre es grade auch nicht, sich an der Seite eines Gatten zu wissen, der — hm! — in dem — hm! — auf den in der nächsten Zeit immerhin ein Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit des Vaterlandes und vielleicht sogar des Auslandes sich concentriren dürfte. Dem — — ich bitte, unterbrich mich nicht, Emilie! — denn wenn ich auch bei der bevorstehenden Wahlversammlung zunächst nur als Wegbereiter des Herrn Landrathes, so zu sagen, als der Johannes unseres politischen Messias erscheine, so liegt es immerhin in der Möglichkeit, daß . . . weshalb siehst Du denn so oft nach der Uhr, Emilie? Wenn ich auch nicht verlangen kann, daß Du Dich um die wichtigsten Angelegenheiten Deines Mannes bekümmerst, so darf man doch bei jedem halbwegs gebildeten Menschen heutzutage so viel Verständnis für die heiligsten Interessen des Vaterlandes — — Wie viel schlägt es denn da, Emilie?“

„Zehn Uhr, lieber Seimig — —“

„Zehn Uhr?! Und noch gestern Abend sagte ich, daß ich um neun und dreiviertel Uhr zu einer wichtigen Besprechung mit dem Wahlvorstand müße! Statt mich an diese wichtige Pflicht zu erinnern, raubst Du mir meine kostbare Zeit durch Familien-Allotria, zu denen ich jetzt am allerwenigsten — meinen Ueberrock, Emilie! — am allerwenigsten aufgelegt bin — — den Hut, wenn ich Dich bitten darf! — und mit denen jede andere Frau ihren Gatten in einer solchen Periode der Aufregung — — ob ich die Ueberschuhe anziehen